

Wissenschaften und weni gen Freunden lebte. Der Charakteristisches Zug seiner Person war der größte Egoismus in Bezug auf die Menschen, und dieser Zug wurde trotz der Entfernung des Graien von gesellschaftlichen Leben stets größer und ging bis zu einer bewußten und ruhigen Verachtung der Menschen. . . Der Kreis seines persönlichen Verkehrs wurde immer kleiner und enger, da seine wenigen Freunde allmählig ausstarben. Im vorigen Jahre starb seine Schwester und Hausgenossin, und sein Verkehr beschränkte sich nur noch auf einen einzigen Freund, Herrn W., einen ebenfalls sehr alten und würdevollen Gemüthlichen. Dieser Herr W. war nun aber ein Jude. Zur Zeit, als noch Graf Lüders Ober-Kommandant in Ostfria war, also während des Krimkrieges, bot Graf Lüders dem Juden W., den er persönlich kannte und schätzte, eine Pension fürs Militär an. W. lehnte dieselbe direkt ab und erklärte, daß er die Art der Geschenke nicht meine und es daher für unethisch halte, ein solches Geschenk zu übernehmen. — Sie können aber doch dabei eine Million verdienen. — Ich brauche sie nicht, antwortete W. W. war anfangs in einem der Edelhäuser Agent einer Dampfergesellschaft, hatte sich dabei ein Kapital von 60,000 Rubel zusammen und sog sich dann bereits hochbeglückt nach Ostfria zurück, wo er das Geld bei einem Bankier deponirte. Kurz vor dem Tode Straganoffs erzielte seinen Freund ein großes Unglück: der fünfundsiebzigjährige Greis verlor durch die Insolvenz seines Bankiers sein ganzes Kapital und wurde zum Bettler. Allein der große Jude hielt den Schlag bedenklich aus, weder seine gute Laune noch sein Humor verließen ihn. Eines Morgens erkrankte Graf Straganoff, der von dem Unglück gehört hatte, bei seinem Freunde und fragte ihn, wie sich, warum er so niedertrübselig sei. — Ich weiß nichts davon, sagt W. — Ich bin bedrückt, der ich war. Der Graf wollte von ihm eine Mitteilung über das Unglück herauslocken und versuchte es auf verschiedenen Umwegen, allein W. ließ kein Wortchen darüber fallen. Da nimmt Graf Straganoff ein Paket aus seiner großen Tasche und legt es auf den Tisch. — Was wollen Sie sich vor mir verhehlen, sagte er. Sie haben Ihre ganzen Vermögen verloren, ich weiß es; nehmen Sie bitte die 60,000 Rubel von mir an; in Ihren Händen ist es schwerer, sich an die Mühen zu gewöhnen. — Graf, entgegnete W. — mir sind miteinander lange Jahre befreundet; wir lange wir es noch sein werden, weiß ich nicht, allein, so viel ich auch noch zu leben habe, ich will nicht, daß irgend jemand sagen oder denken könnte, daß Sie mich für die Fremdbildung mit diesem Gelde bezahlt hätten. . . Nehmen Sie das Geld wieder fort! Der Graf, stolz auf sich und seinen Freund, begriff, daß sein Freund recht hatte und nahm das Geld mit einer Entschuldigung zurück. — Bald darauf erkrankte aber W. in Ostfria eine Antiepilepsie, die ihm ein sorgentricktes Leben hinderte. . .

Ans dem Jahre 1793. Der Vater des jüngst verstorbenen Komponisten Henry Litloff war ein Offizier, der sich in London als Violinist niedergelassen hatte. Die Straß. Kofft erinnert nachträglich daran, daß Litloffs Großvater ein geborener Ströbinger war, der zur Zeit der Revolution ein feuriger Jakobiner wurde und ein höchstes Richteramt bekleidete, da durch das er sogar einem seiner Freunde in der Schreckenszeit das Leben rettete. Litloffs Jugendfreund war der schwedische Gelehrtenprediger in Paris Karl Christian Gambs. Nach der Hinrichtung Ludwig XVI. am 21. Jan. 1793 hatte Gambs einen umständlichen und genauen Bericht darüber an den König von Schweden Gustav IV. aufgesetzt und ihn eintrudeln, bis er ihn sicher abschieben konnte, in seinem Schreibtisch aufbewahrt. Der schwedische Gesandte, der bekannte Baron v. Stael, dessen Gemahl die geliebte Tochter des früheren Finanzministers Nedex war, hatte die französische Staatsfiskal bereits verlassen. Eines Tages erkrankte ganz unerwartet der Polizeikommissar des Quartiers bei dem Prediger Gambs und erschnitt ihm, er müsse auf höhere Weisung eine Hausungung im Hotel de Suede vornehmen. Als er an das Fach des Schreibtisches kam, in welchem der verhängnisvolle Bericht sich befand, perkte der helle Anglistisch auf der Stütze des unglücklichen Geschicklichen, und seine Haare rühten sich unwillkürlich vor Schrecken und Entsetzen in die Höhe. Der Polizeikommissar, ohne auf Gambs sonderlich zu achten, nahm ein Schriftstück in die Hand, welches unmittelbar über dem unglücklichen Bericht lag. Es war dies ein Schreiben, welches Gambs zwei Tage zuvor von seinem Ströbinger Freunde Johann Daniel Litloff erhalten hatte, welcher inzwischen ein wütender Jakobiner geworden war. Der Brief enthielt ein von Litloff verfaßtes republikanisches Gedicht und war in der schwungvollsten und schwalligen Prosaologie jener Zeit geschrieben. Gambs hatte zufällig das Gedicht in jenen Schreibtisch, und zwar unmittelbar auf den verhängnisvollen Bericht gelegt. Der Polizeikommissar las das Gedicht durch, sein Weißweilen bekam ein heftiges Fieber, er stürzte zu Grunde, als er damit zu Ende war, flopte er dem Prediger freundlich auf die Achsel und sagte laut: „Citoyen Gambs, tu es un bon republicain; je lo vois par cette chanson.“ Er zog bleich ab, ohne den Prediger, von dem er sich durch einen

warmen Händedruck verabschiedete, weiter zu befehlen. Hätte er jedoch den unmittelbar unter dem Gedicht liegenden Bericht über den „Königssturz“ entdeckt, so würde derselbe dem schmerzlich kompromittierten Verfaßer, trotz seines Charakters eines accreditirten Gelehrtenpredigers einer befreundeten Macht (das war damals Schweden Frankreich gegenüber), den Kopf gelöst haben. Der Komponist Litloff hätte von seinem Großvater die Begeisterung für die Republik geerbt. Davon zeugt besonders seine mit feiner Phantasie entworfene Komposition: „Hobespierre.“

Von Eugen Waldert, dem bekannten Komponisten und Klavier-Virtuosen, der jetzt 27 Jahre alt ist, wird folgende lustige Anekdote erzählt: Waldert, der von sehr kleiner Gestalt und fast knabenhaftem Aussehen ist, wurde kürzlich von seiner Gattin, einer Tochter des verstorbenen Humoristen Salinarg, mit einem Töchterchen beschenkt. Der Vater erkrankte nach dem freudigen Familienereignis auf dem Standesamt und begann seine Anmeldung mit den Worten: „Ich bitte Sie, ein Töchterchen einzutragen, welches gestern dem Blantinen“ — „Ja, lieber Kleiner, unterbrach ihn der Standesbeamte, „solche Anmeldungen nehmen wir nicht von eben entgegen; da muß der Vater selber kommen.“ Ergründend erklärte Waldert, daß er nicht der Bruder, sondern der Vater der kleinen Weltbürgerin sei.“

Eine Zipfelmütze ist kein Reubuh. Die schaut nicht wie ein Reubuh aus und sie schmeckt auch nicht so gut wie ein Reubuh, trotz alledem giebt es Leute, welche Reubuh und Zipfelmütze nicht von einander zu unterscheiden wissen, und das war, wie das Neue Wiener Tageblatt erzählt, dem Bauern Franz Gröblich aus Weihenbach sehr leid. Denn, als er des Morgens längs des Waldes in durcheinand nicht geklüngeter Gieße dahingab, erahb ihn ein fursichtiger Nimrod, nahm die Zipfelmütze aufs Korn und schob dieselbe dem Bauern faszogen vom Kopfe. Ehe sich der aber von dem süßen Schrecken erholt hatte, gewahrte er einen offenbar gleichfalls sehr fursichtigen Hühnerhund, der gerade wie sein Herr die Zipfelmütze für ein Reubuh hielt, selbige apportirte und dann im Hühnertrab in den Wald lief. Der Bauer ihm nach bis zu einer Eiche, unter deren Raubdach drei Jäger standen, die, obzwar es Donnerstag war, trotzdem ganz gut hätten Sonntagsgelager sein können. Der, welcher geschossen hatte, freute sich wie ein Schneefönia, als er das apportirte Reubuh mit der Zipfelmütze im Munde herumgaloppiren sah, er freute sich etwas weniger, als er durch Anticipation die Ueberzeugung gewann, daß das Reubuh in Zipfelmütze sei, und seine Freude schwand ganz dahin, wie als Nachtrag des Sonntagsgelagertes der bechörsene Bauer erkrankte, der einen wahren Donnerkeil im Munde führte. Die erste ergiebige Jagdgeschichte dürfte wohl vor dem Bezirksgerichte ein Nachspiel finden, denn Franz Gröblich aus Weihenbach ist wirklich nicht der Mann, der seine Zipfelmütze ungeirrt als Reubuh behandeln läßt. Und da hat er eigentlich recht, der Franz Gröblich aus Weihenbach.

Vor der Thüre des Zahnarztes. Herr der sich einen Zahn ziehen lassen will, hat soeben angeknöpft, worauf ein „Herein!“ ertönt: „Es ist zum Verzweifeln! So'n Pech kann mir ich haben! Er ist zahnelos!“

Nothwendige Voraussetzung. „In dem Eisschrank, den Sie mir empfehlen, hält sich wohl alles?“ — „Unbeding, gnädige Frau!“ — „Aho auch die Bratenreife?“ — „Wenn die Köchin keinen Schab hat — auch die!“

In der Probe. Schauspielers (der den „Wilsheim Tell“ darstellt, schreit mit einer Wahrenstimm: „Durch diese hohe Gasse muß er kommen.“ — Regisseur: Schreien Sie nicht lo sonst hört's der Geßer und kommt uns am End' nicht!“

Giehe und Spure. „D, theuerste Emma, dirichte ich Sie durch den Strom des Lebens rudern?“ — „Wenn ich das Steuer führen darf, ja!“

Wissenschaft. Kunst. Literatur.

?? In Deinesel-Paras hat man, wie uns aus Vera geschrieben wird, mehrere pralte Statuen aufgefunden, deren Alter auf 3000 Jahre geschätzt wird. Neben zwei herrlichen Bronce-Statuen, bester darstellend, wurden noch zwei Köpfe aus Bronce und ein Sandelaber nach Antiochien übergeführt.

Die Krankheiten der Frauen, ihre Entstehung, Symptome und Verhütung, nebst Rathung: Die Pflege des kleinen Kindes. Gemeinverständlich dargestellt von Dr. Eicholz, Spezialarzt für Frauen in Bad Kreuznach. Zweite vermehrte Auflage. Berlin und Neuwied a. Rh., Neuen Verlag, 1890. Mit 116 Abbildungen, 120 Seiten. Preis 2/6. Dieses Buch ist für Frauen geschrieben, die aus themselves lernen sollen, die Gefahren zu vermeiden, welchen sie sich aus Unwissenheit und Verdrüßlich ausziehen und so Krankheiten bekommen, die bei Kenntniß der einschlägigen Verhältnisse, ihrer Entstehungsweise und Anfangssymptome leicht zu vermeiden sind.

[14]

Schloß Wolfseck.

Roman von G. Waldert.

Es war ein herrlicher Herbstnachmittag. Die schräg fallenden Sonnenstrahlen flimmerten auf den Wipfeln der Bäume und ließen ihr buntesfarbiges Laub aufblühen in lallendem Goldglanz. Kein Wölkchen trübte das tiefe Blau der Atmosphäre und das frohe Gelächter und lebhaftes Gepläuber hallte weit und harmonisch durch den sonst stillen Wald.

Graf Karl Reichenburg und Baron Detlef haben sich in der Nähe des Puffes niedergelassen. Die beiden alten Militaristen finden großen Geschmack aneinander. Sie rauchen, trinken Bier und erzählen sich Erlebnisse aus Kriegs- und Friedenszeiten.

Doktor Ziegler hat Waldert in ein Gespräch gezogen. Vor der Einbiegung in den Hofweg wandeln sie auf und ab. Der Hofmeister fragt über sein geistverlöbtes Jüngerein an der Seite seines schwärmigen Bögling. Er spricht den Vorfall aus, sein Amt anzugeben. Waldert wirft einen zerstreuten Blick nach dem Majoratsbesitzer hinüber, der in seinem weiten weißen Flanellanzug seiner ganzen Länge nach im Grate liegt. Er hält in einer Hand ein Sandwich, in der anderen eine Pastete, von welchen Nahrungsmitteln er abendsend abbeißt. Er lacht, isst und lacht wieder.

Waldert findet des Doktors Vorfall sehr gerechtfertigt und dieser berichtet weiter, daß Georgs Vater für denselben eine ältere, gefestete Frau wünscht. Er wirft dabei einen vielsagenden Blick nach Sitta hinüber, welche auf einem Gartenstuhl sitzt und mit den Füßen baumelt wie ein Dackhül. Bei Legehzeiten bleibe Georgel nach einem unverrückbaren Familiengeleß im Besitz seines großen Einkommens, sein jüngerer Bruder oder dessen Kinder würden seine Erben sein, doch bleibe der Wittwe ein ansehnliches Wittthum gesichert. Er zweifelt nicht, daß eine standesgemäße Partie unter so günstigen Umständen sich finden werde — abermals ein Blick nach Sitta hinüber — dann sei er mit seinem Wirken obdient am Ende.

Waldert nicht verständlich, obgleich er wenig vernommen hat. Mit graunarer Selbstqualiter beobachtet er Dodo. Doktor Ziegler erreicht jetzt das Ziel des Gesprächs. Er habe erfahren, daß der alte Rentmeister in Droschowitz demnachst in Pension treten werde und wenn der Herr Graf bei der Neubesetzung dieses Amtes ihn gütigst berücksichtigen wolle, werde er seine ganze Kraft und all seine irrtümlichen Kenntnisse einbringen, um das ihm geschehete Vertrauen zu rechtfertigen.

Waldert Reichenburg nimmt das Ertrüben des Doktors recht günstig auf. Er versichert, mit seinem Papa die Angelegenheit besprechen zu wollen, und bestellt ihm für einen der nächsten Tage nach Droschowitz. Mit einer Verbeugung zieht Doktor Ziegler sich zurück. Er ist überzeugt, daß er gute Aussicht zur Erreichung des gewinnlichen Wollens hat, aber auch vollkommen mit sich einig, daß Graf Waldert nicht vollständig bei der Sache war. Die Gedanken des sonst so gefassten Kavalliers schienen weit abzutreiben. Folgen sie dem Wille seiner Augen, die immer und immer wieder dieselbe Richtung nahmen?

Dort in der Höhe des Hegerhäuschens, dicht neben dem Eingange zum Wildpark standen Ferry und Dodo. Das junge Mädchen hatte die eine ihrer Weißhülsen auf einen den Baum entlang gelegten Pfahl gesetzt. In der nachlässig niedergebundenen Hand hielt sie das Ralet und gemächlich und tastmäßig schlug sie damit die Falten ihres weissen Tenniskleides. Ferry stand vor ihr, gleichfalls mit dem Koffim, und während er seinen Kopf ein wenig zu Dodo herabbeugte, wichen seine Augen nicht eine Sekunde von ihrem Gesicht, lächelndem Gesicht. Sie schwärmte von alterhand Nichtigkeiten, von Pferden, Junden und Ferry's neuester Passion — dem Photographiren. Dann erinnerte er sich, daß im Wildparken jetzt die Zeit der Fütterung sei. Wirklich ertönte schon das schrille Glöckchen, welches das Bild herbeilockte. Ohne Zögern stimmte Dodo ihrem Vetter zu, als er vorschlug, dem lieblichen Schauspiel zu beigewohnen.

Sie legte ihren Arm in den seinen, und beide verschwanden zwischen den dunklen Tannen des Geheges. Von Eiferjucht gequält sieht Waldert ihnen nach. Sie waren zwei Kinder, welche Blumen an einem Abgrunde pflückten.

Auch aus der Gruppe der Damen blickt man dem dahin wandelnden Paare nach.

„Alle Liebe rottet nicht,“ sagt, in der Ueberzeugung, etwas Harmloses auszusprechen, die Stiftdame Claudine, während sie ihre Thee schlürft.

Baronin Detlef nicht ihr mit bedeutsamer Miene zu. In diesem Augenblicke geht ihr ein Licht auf, welches sie jedoch durcheinand nicht kennt.

„Alle Liebe?“ fragt Gabriele und während ihr Mund dabei lächelt, haben ihre Augen einen ernsten, jaghaften Ausdruck.

„Nun ja, alte Liebe,“ bestätigt Sitta und schält einen Donbon aus seiner Hülle. Sie hat, im Bewußtsein, daß ihr Tennissosium sie nicht gut kleidet, dasselbe bereits abgeworfen und trägt ein weißes Kleid mit rosa Schleifen.

„Hat denn Mann dir dies nicht gesagt?! Sie waren nahe daran, sich zu verloben!“

„Wirklich? Und warum kam es nicht dazu?“ Gabriele hat bei Sitta's Gesichtswang einen stechenden Schmerz empfunden. Sie bemüht sich so gleichgiltig als möglich zu sprechen.

„Warum? D, Dodo war zu klug dazu. Sie gab ihm einen Korb, weil er zu arm sei.“

Gabriele's Antlitz wird purpurroth. Sie schweigt, weil sie sich vor dem Bittern ihrer Stimme fürchtet.

Sitta verzehrt ihren Donbon. Sie wickelt die glänzende Hülle zu einem kleinen Ballen zusammen, den sie nach Baron Georgel wirft. Er trifft ihn gerade auf die Nase. Der Genacke bricht in endloses Gelächter aus, läuft zum Büffet, ergreift einen Bierkrug und schleudert ihn energisch nach Sitta, doch verfehlt er zum Glück das Ziel. Der vierzigjährige Dackhül aber heuchelt große Angst und rennt in den Saal hinein. Georgel flüchtigt ihr nach. —

„O Gott,“ jammerte Claudine, indem sie das angefangene Markisfen, welches sie bei Beginn des Gouters weggelegt hatte, wieder zur Hand nimmt. „Wenn ich geahnt hätte, daß Herr dir nichts davon gesagt hat, Gabriele, dann hätte ich nichts verathen.“

„Und warum nicht?! Glaubst du, Tante Claudine, ich sei eiferfüchtig!“

Es klang doch seltsam herb, als sie sprach, und Dodo's Wüther fühlte sich veranlaßt, hervorzuheben: „Sie waren noch halbe Kinder damals. Dodo kann schon.“

„Und was thut es auch, und was thut es auch!“ murmelte Baronin Detlef in dem Bewußtsein, daß sie auch etwas dazu sagen müsse. Helene Reichenburg fand, daß es nothwendig sei, das Gesprächsthema zu wechseln. Sie rief ihren Sohn herbei, um ihn zu fragen, ob es nicht Zeit sei, ankommen zu lassen. Indem trat Dodo mit glänzenden Augen an die Gesellschaft heran. Sie hielt in ihren Händen einen jungen Baumfalten. Ferry folgte ihr.

„Sieh, Gabriele, was ich hier habe. Der Höfster fing ihn gestern. Ferry sagt, er läßt sich zur Weize abrichten, oder ich geb' ihm die Freiheit.“

Sie öffnete die Hände. Der Vogel mochte anfangs an der Wahrheit seines Glückes zweifeln, denn er verbarnte geduckt und regungslos. Plötzlich aber öffnete er die blauschwarzen Schwingen und mit einem girrenden Ruf schwang er sich aufwärts.

In das theilnehmende Schweigen, mit welchem alle ihm nachschauten, klang aus dem Saale Georgel's Stimme hinein.

„Comtesse Sitta, ich will Sie betrahen. Wenn Sie wollen, dann sagen Sie: „Ja,“ Papa will es auch.“

